# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 101. Posen, den 2. Mai 1928. 2. Jahrg.




## Die Arena.

**Roman von Vicente Blasco Ibanez.**

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Doch ein Jahr verging, ein zweites, ohne daß sich die Voraussagen Antonios verwirklichten. Die renommiertesten Zigeunerinnen wahrsagten Carmen, daß sie ein prächtiges Baby, schön wie die Sonne, bekommen würde. „Man erkennt es deutlich am Augapfel. Fast seid Ihr schon auf halbem Wege . . ."

Carmen errötete vor Freude, und der Matador reckte sich, stolz auf sein Werk. Aber der ersehnte Junge blieb aus.

„Ich weiß, woran es liegt," sagte die Senjora Angustias traurig. „Carmencita findet keine Ruhe, solange Juan durch die Welt schwirrt."

In den paar Wintermonaten, die ihr Mann zu Hause verbrachte, blühte sie auf und füllte die Villa mit ihrem frohen Lachen. Doch sobald ihr Juan im Frühjahr hinauszog, wurde sie blaß und schmal, verfiel in eine lustlose Lethargie und vergoß bei der kleinsten Anspielung bittere Tränen.

„Zweiundsiebzig Stiergefechte in diesem Jahre," äußerten die Freunde des Hauses beim Besprechen seiner Kontrakte. „Kein anderer Espada ist so gesucht wie er!"

Carmen hörte es mit schmerzlichem Lächeln. Zweiundsiebzig Tage, während derer sie in tausend Aengsten schweben würde, zweiundsiebzig Tage des Schreckens, voll banger Ahnungen . . .

Ach, diese Corridas! Von der Straße tönten die Liedchen der Blumenverkäufer, aus der nahen Taverne lustiges Gitarrengeklimper, die Sonne lachte, und zur selben Stunde sah Juanito dem Tod ins Auge. Hatte sie vielleicht bei ihren Gebeten irgendeine Fürbitte ausgelassen? . . . Und mit tief in die Augen gezogener Mantilla huschte die arme Frau zur Kirche von San Gil, ließ Kerzen, noch mehr Kerzen anstecken und flehte um Hilfe. Umsonst hieß die Heilige doch nicht „Jungfrau der guten Hoffnung"!

Aber plötzlich mischten sich Furcht und Ungewißheit in Carmens gläubige Zuversicht. Die Madonna war eine Frau, und Frauen vermögen so wenig! . . . Ihre Bestimmung ist, zu weinen und zu seufzen, wie sie für ihren Gatten weinte, wie die andere dort oben um ihren Sohn gezittert hatte. Nein, sie mußte sich Stärkeren anvertrauen. Skrupellos, wie man eine nutzlose Freundschaft aufgibt, ließ Carmen mit dem Egoismus des Schmerzes die Jungfrau im Stich, um in der Kirche von San Lorenzo „Unsern Herrn Jesus der großen Macht" aufzusuchen. Senjor del Gran Poder! . . . Diese vage und großartige Benennung beruhigte sie. Und mit rasender Schnelligkeit — viel, viel mußte sie beten — wiederholte sie all ihre Gebete, gab auch hier dem Sakristan Geld für einen flimmernden Kerzenwald und glaubte in dem Wechsel von Licht und Schatten auf dem Antlitz des Erlösers ein gütiges Lächeln zu erblicken.

Der Senjor del Gran Poder enttäuschte sie nicht. Zu Hause fand sie das blaue Papier vor, das sie mit bebender Hand entfaltete: „Gut verlaufen." Sie konnte aufatmen, um allerdings nach zwei oder drei Tagen die Marter der Angst von neuem durchmessen zu müssen.

„Dein Mann hat einen ganz besonderen Schutzengel," behaupteten Carmencitas Freundinnen. Allmählich glaubte auch sie, daß ihm nichts zustoßen könnte, bis er eines Tages mit einer schweren Verwundung im Oberschenkel heimkehrte. Das übliche Telegramm war eingetroffen, und acht Tage hatte es Don José verstanden, alle Zeitungen beiseite zu schaffen.

Mit dem Matador kam Doktor Ruiz, der Carmen tröstend versicherte, in spätestens vier Wochen würde ihr Mann wieder ebenso behende wie früher herumlaufen. Die Leichtigkeit, mit der die Wunden der Toreros stets heilten, trotzdem die schmutzigen Hörner der Stiere, oft in der Wunde zersplitternd, tiefe Löcher und gleichzeitig bösartige Quetschungen verursachten, blieb dem Doktor ein Rätsel.

„Entweder haben diese Jungens ein ganz spezielles Fell, oder die Hörner mit all ihrem Schmutz ein Heilagens, das wir nicht kennen," murmelte er kopfschüttelnd.

Nach einem weiteren Jahr konnte der Espada seiner Mutter und Carmen eine frohe Ueberraschung bereiten: sie wurden Grundbesitzer, aber Grundbesitzer im großen Stil, wie die reichen Gutsherren von Sevilla.

Auch in Gallardo lebte der allen Toreros eigene Wunsch, Ländereien zu besitzen. Für Aktien und ähnliche Kapitalanlagen zeigen sie weder Interesse, noch das geringste Verständnis. Der Toro läßt sie an grüne Weiden denken, und die rege betriebene Jagd bestärkt ihr Verlangen.

Don José kannte diese Wünsche. Alle Einnahmen Gallardos gingen in seine Hand, doch vergeblich versuchte er, ihm Rechenschaft abzulegen.

„Von dieser Musik verstehe ich nichts," sagte der Matador. „Ich kann nur Stiere töten. Tun Sie nach Belieben, Don José. Ich vertraue Ihnen und weiß, daß Sie es gut meinen."

Und Don José, die Sorge für seine eigenen Angelegenheiten seiner Frau überlassend, widmete sich nur noch der Verwaltung von Gallardos Vermögen.

„Jetzt habe ich, was du dir wünschest. Ein Gut, groß wie ein kleines Fürstentum und dazu noch sehr billig! Nächste Woche mache ich den Kaufvertrag."

„Und wie heißt es?" fragte Gallardo.

„Die Rinconada."

Als der Matador acht Tage später hinfuhr, um es in Besitz zu nehmen, zeigte er seiner Mutter und Carmencita den Heuschober, sein und seiner Gefährten einstiges Nachtquartier; auch das Speisezimmer, wo er mit dem früheren Besitzer gegessen hatte nach einem guten Degenstoß, der ihn zu der ersten Eisenbahnfahrt verhalf, bei der er sich nicht unter den Bänken verstecken mußte.

III.

Regelmäßig fand sich an den langen Winterabenden ein Kreis intimer Freunde in Gallardos Villa ein. Als erste kamen der Sattler und Frau, deren ältesten Kinder ständig bei ihrer Tante weilten, da Carmen, bekümmert

über ihre Kinderlosigkeit, das öde Schweigen ihres großen Hauses nicht ertragen konnte.

Encarnacion, ebenso stark geworden wie ihre Mutter, mit einem durch viele Geburten schlaffen Leib, lächelte ihrer Schwägerin unterwürfig zu und erkundigte sich, ob ihr die Kinder auch nicht zu viel Last machten.

Doch bevor Carmen antworten konnte, mischte sich der Sattler ein: „Aber ich bitte dich, Frau! Die beiden können ja ohne ihr geliebtes Tantchen nicht mehr leben."

Bald erschien auch der Nacional, der diese Besuche als Pflicht auffaßte.

„Was gibt es Neues?" begrüßte ihn der in einer luxuriösen Pelzjacke steckende Gallardo. „Wie marschiert die Republik? . . . Garabato, ein Glas Wein für Sebastian!"

Aber Sebastian — so hieß der Nacional mit Vornamen — wehrte ab.

„Danke! Ich trinke nicht. Der Wein ist schuld an der Rückständigkeit der Arbeiterklasse."

Alle lachten, sogar die Senjora Angustias, die in einem großen Sessel den Ehrenplatz am Kopf des Tisches einnahm. Nur der Sattler schaute ihn mit feindlichen Augen an. Er haßte den Nacional, seit dieser sich erkühnt hatte, für seine jüngsten Kinder den Espada und dessen Frau als Paten zu nehmen, und jeden Sonntag die Kleinen brachte, damit sie Carmen die Hand küßten. Wer konnte wissen, ob diese fremden Kinder, die man jetzt schon beschenkte, nicht eines Tages gar etwas erben würden! . . .

Der Nacional war schon regelrechter Banderillero gewesen, als Gallardo ganz bescheiden anfing. Zuerst hatte man große Hoffnungen auf ihn gesetzt, besonders als er von einer Tournée in Peru mit dem Prestige nebelhafter Heldentaten zurückkehrte. Aber im entscheidenden Moment „fehlte es ihm an Herz". Sein Instinkt der Selbsterhaltung hielt ihn in sicherer Entfernung vom Stier, ohne daß er die Vorteile seiner Größe und mächtigen Arme ausgenutzt hätte.

Der Degen war nichts für ihn; der Nacional blieb Banderillero. Da er, des Schreibens und Lesens unkundig, diesem Defekt seine mißglückte Laufbahn zuschrieb, verallgemeinerte er seine Ansicht und sah in allen Mängel dieser korrupten Welt nichts als die Folge fehlender Bildung.

Ursprünglich Gießer von Beruf, trat er der Internationale bei und ließ sich von seinen Genossen in jeder freien Stunde die Arbeiterzeitung vorlesen. Als die revolutionäre Miliz ausgerufen wurde, sah man auch ihn in einem der Bataillone, die als Zeichen ihrer intransigenten Ideen eine rote Mütze trugen. Doch die Regierung unterdrückte die aufständische Bewegung und der gute Sebastian, auf die schwarze Liste gesetzt, fand keine Arbeit mehr.

Stiergefechte hatten ihm immer gefallen. So wurde er mit vierundzwanzig Jahren Torero, während seine Frau von den Ersparnissen eine kleine Kneipe aufmachte. Die Leute aber tauften ihn Nacional zur Erinnerung an die Zeit, als er das Gewehr der populären Miliz schulterte.

Seine jetzige Profession übte er nicht ohne Gewissensbisse aus, und ging sogar so weit, sich zu entschuldigen, daß er ihr noch immer angehörte. „Da Stiergefechte barbarisch und rückschrittlich sind, werden alle Mitglieder, die ihnen beiwohnen, ausgestoßen," war von seiner Partei verfügt worden. Mit dem Nacional hatte man jedoch eine Ausnahme gemacht, ihn sogar als Vorstandsmitglied behalten.

„Diese Sache mit den Toros," äußerte er in Gallardos Speisesaal, „ist etwas Reaktionäres; ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . ist etwas wie früher die Inquisition. Bildung braucht das Volk wie das tägliche Brot, aber leider gibt es kein Geld für Corridas aus! So sagt Don Rafael."

Dieser Don Rafael, Volksschullehrer und Vorsitzender der Partei in Sevilla, war ein junger Jude, der für die politische Kämpfe das Feuer und die Begeisterung der Makkabäer mitbrachte, stolz auf seine pockennarbige, brünette Häßlichkeit, die ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit Danton gab.

Wurde der arme Nacional von Don José und anderen Freunden des Matadors zu sehr in die Enge getrieben, so suchte er am nächsten Tage Don Rafael auf, dem es ein von Bitterkeit nicht freies Vergnügen zu machen schien, ihm sein Museum zu zeigen. In das Land seiner verfolgten Vorfahren zurückgekehrt, sammelte der Hebräer mit der rachsüchtigen Genauigkeit eines Entflohenen, der Knochen für Knochen das Skelett seines Kerkermeisters wiederherstellt, in einem Raum des Schulgebäudes alle Erinnerungen an die Inquisition. Auf dem Regal standen alte Pergamentbände mit Berichten über Autodafés und den Fragebogen für das Verhör während der Folter. An einer Wand hing das weiße Banner mit dem gefürchteten grünen Kreuz und in den Ecken häuften sich eiserne Geräte aus dem ehemaligen Besitz der heiligen Behörde — gräßliche Apparate zum Zerreißen, Zerschlitzen, Zergliedern, überhaupt alle Instrumente, deren Don Rafael bei den Altertumshändlern habhaft werden konnte.

„Derselbe blutige Instinkt wie bei den Corridas," kommentierte er seine Schreckenskammer, und der etwas erschütterte Glaube des Nacional war wieder gefestigt.

Bei allem war Gallardo dem Banderillero von Herzen zugetan, denn derselbe Mann, der durch die Vorsicht, mit der er sich an den Stier heranmachte, oft das Pfeifen des Publikums herausforderte, vergaß alles, Frau, Kinder, Taverne und eigene Sicherheit — sobald er Gallardo in Gefahr sah und hatte schon zweimal mit Lebensgefahr seinen Maestro vor den Hörnern eines Stieres gerettet.

Daher wurde er auch abends beim Eintritt in Gallardos Speisesaal wie ein Mitglied der Familie empfangen.

„Setz dich neben mich," rief die Senjora Angustias. „Was macht die Taverne? Sind Teresa und die Kinder gesund?"

Der Nacional zählte dann der Reihe nach auf, was in den vergangenen Tagen an Wein und Schnaps in und außer dem Hause verzapft worden war, wobei die Alte ihm mit der Aufmerksamkeit einer Frau zuhörte, die, weil sie Elend durchgemacht hat, den Wert des nach Centimos gezählten Geldes kennt.

„Sehen Sie, Senjora Angustias," fuhr der Banderillero fort, „der Verkauf von Tabak in der Taverne würde Erkleckliches einbringen, auch die Konzession keine Schwierigkeiten machen, wenn Juan seine einflußreichen Freunde dafür interessierte. Aber Tabak ist Staatsmonopol, und die Konzession hängt von der Regierung ab. Das geht gegen meine Prinzipien. Und was würde erst der Parteivorstand dazu sagen! . . ."

Doch die Alte wurde ärgerlich.

„Sei kein Dummkopf, Sebastian! Zu allererst heißt es: für Frau und Kinder sorgen. Denk an die arme Teresa, die Tag und Nacht arbeitet. Komm mir heute abend nicht wieder mit deinen albernen Prinzipien. Ich will morgen früh zur Messe gehen und . . ."

Hier mischte sich Don José ein, der mit Gallardo am anderen Ende des Tisches vor einer Flasche Kognak saß und die Gelegenheit wahrnahm, ein wenig zu hetzen.

„Sebastian, dieser Don Rafael macht mir den Eindruck eines Schwindlers, der den Arbeitern mit leeren Worten die Köpfe erhitzt!"

Doch der Banderillero zuckte nur die Achseln. Zweifeln an Don Rafael! . . . Das war zu absurd, um überhaupt darauf zu antworten. Ebensogut hätte man sagen können, Gallardo, sein anderer Abgott, wüßte nicht, wie man Stiere tötet.

Als aber auch der Sattler, gegen den er instinktive Abneigung empfand, spöttische Redensarten machte, verlor er die Ruhe. Dieser Hungerleider, der nichts tat, als seinem geliebten Maestro auf der Tasche zu liegen, wagte, mit ihm, dem Nacional, zu diskutieren? . . . Ohne auf Gallardos Mutter und Frau Rücksicht zu

nehmen, noch auf Encarnacion, die dem Beispiele ihres Mannes folgend, die schnurrbärtige Lippe verächtlich zusammenzog, ging er zur Offensive über und griff den Glauben dieser Spötter an.

„Die Bibel? . . . Sch . . . windel! Die Schöpfung der Welt in sechs Tagen? . . . Schwindel! Die Sache mit Adam und Eva? . . . Ebenfalls Schwindel! Weiter nichts als Lüge und Aberglaube."

Und das Wort Schwindel, das er für alles, was ihn falsch dünkte, anwandte — ein anderes mit den gleichen Buchstaben beginnendes, schwebte ihm auf der Zunge — trug in seinem Munde den Klang abgründigster Verachtung. Gerade der Sache mit Adam und Eva hatte er schon viele, viele Stunden gewidmet und ein Argument gefunden, das voll und ganz ein Produkt seines tiefen Grübelns war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Kleist's Ende.

Novelle von Carl Heinz Hillekamps.

Es war Kleist seit Wochen sterbenselend zumute. Die wenigen Freunde hatten Berlin verlassen, er fühlte sich allein und fremd in der großen Stadt, in der kein Mensch sich um ihn kümmerte. Tagelang ging er nicht aus seiner Wohnung, sondern hielt sich im Zimmer auf und betrachtete tatenlos Wände und Bücher. Er kam sich überflüssig vor und wußte nichts mit sich anzufangen. Er aß fast gar nichts, da er kaum mehr die Beweglichkeit aufzubringen schien, die dazu gehört, hungrig zu sein.

Nicht die Hitze der Sommertage hatte den sonst so Rastlosen plötzlich erschreckend träge und schlaff gemacht, sondern die Verzweiflung über unzählige fehlgeschlagene Versuche und enttäuschte Hoffnungen. Den letzten Stoß hatte ihm versetzt die schmähliche Aufnahme, welche sein Schauspiel „Der Prinz von Homburg" fand, das buchstäblich übersehen und totgeschwiegen wurde. Dabei ist zu bemerken, daß Kleist, obwohl mißtrauisch geworden durch beispielloses Mißgeschick, gerade auf dieses Werk die höchste Hoffnung setzte, weil er dafür alle Kräfte zusammengerissen und so gleichsam den letzten Trumpf gewagt hatte. — Nun glaubte er zu wissen, sein Spiel sei falsch gewesen, und resignierte. Er hatte sich ausgegeben; was er nachher noch zu schreiben vermochte, waren kleine Artikel für Journale, die ihn vor äußerster Not schützten.

Er fragte sich öfter, weshalb wohl auch seine Freunde ihn nach und nach verlassen hätten, und meinte irgend einen Zusammenhang entdecken zu müssen zwischen dieser zufälligen Tatsache — denn mehr als ein Zufall war ihre Abreise aus Berlin nicht — und der Verkennung seiner Dichtung in der Oeffentlichkeit. Er hielt es für natürlich, daß sie nicht mehr fest an ihn glaubten, und traute auch den gegenteiligen Versicherungen in ihren Briefen nicht. (Sie schrieben ihm übrigens nicht sehr häufig.) Die Menschen hätten sicherlich schon recht, wenn sie ihn nicht für einen großen Künstler hielten, sagte er sich; er bringe nichts Vollendetes zustande — und wie könne das auch anders sein, da er ja selbst nicht einmal mit dem eigenen Werk zufrieden sei! Am besten mache er ein Ende, mit dem Leben und mit dem Dichten.

Zuweilen fielen ihm, wenn er am Tisch saß und, ohne zu wissen, was er tat, verschnörkelte Zeichnungen auf die Platte kritzelte, Szenen aus seiner Kindheit ein, meist nebensächliche Einzelheiten, an die er nie mehr gedacht hatte, Augenblicke aus seinem Spiel mit den Schwestern, und er konnte dann plötzlich, und wie ihm nachher immer vorkam, grundlos zu Tränen gerührt sein.

Die einzige Lektüre in jenen Wochen war der „Don Quixote", den er mehrmals las und der ihm von namenloser Bitterkeit und Wehmut durchtränkt schien.

*

Ohne Zweifel hätte der also von Gott und Menschen Verlassene baldigst den Tod gesucht, wenn ihn nicht die Hand eines Mächtigen dieser Welt noch einmal aus seiner dumpfen Verzweiflung aufgerüttelt hätte; ein Schreiben des preußischen Königs, der sich auf höchst unerklärliche Weise endlich dieses größten seiner Untertanen zu erinnern schien, berief Kleist an die Spitze einer Kompagnie. Hier zeigte sich ihm ein letzter Weg, eine gemeinnützige Tätigkeit auszuüben, und Kleist, der sich schon für Erde und Menschheit verloren geglaubt hatte, griff mit beiden Händen zu und faßte neuen Mut. Jedoch mußte er nun, als er gleichsam wieder zum Leben erwachte und sich um die nötigen Dinge des Alltags zu kümmern begann, sehen, daß er Mangel litt an allem; er wußte nicht, wovon er sich Kleidung und Ausrüstung beschaffen und nach Dienstantritt die erste Zeit dem neuen Stande entsprechend leben solle. Er besaß nichts oder fast nichts, sein Vermögen war längst aufgebraucht, und die Journale, für die er hin und wieder arbeitete, zahlten kaum so viel, daß er vor Hunger geschützt war.

Ihm blieb nichts anderes übrig, als seine Schwester Ulrike zu bitten, ihm nochmals, wie so oft schon, aus der Not zu helfen. Gern tat er diesen Schritt nicht, er fürchtete fast, es möchte ihr und anderen scheinen, daß er die Güte der Schwester mißbrauche; aber er fand, so viel er auch überlegte, keine Möglichkeit, ohne Ulrikens Unterstützung sich so instand zu setzen, daß er die angebotene Stelle bekleiden könne.

Zugleich beschloß er darum, die Gelegenheit zu nutzen und die Schwester, die er lange nicht mehr gesehen hatte, in Frankfurt an der Oder aufzusuchen. Er hoffte, die Freude des Wiedersehens werde ihm sein peinliches Vorhaben erleichtern; und da er einmal gewillt war, die ganze Angelegenheit persönlich abzumachen, sandte er ihr auch vorher keinerlei Nachricht, sondern dachte sie mit seiner unvermuteten Ankunft zu überraschen.

So trat er an einem milden Spätsommermorgen die Reise nach Frankfurt an. Die Reise durch die Mittelmark machte er teils zu Schiff, teils im Postwagen. Schon daß er nicht immerfort die trostlosen Wände seines Zimmers vor sich sah, sondern die stets wechselnden Bilder der Wiesen, Wälder und Dörfer, durch welche der Weg führte, schien ihm eine Erlösung. Kleist fühlte sich freier, und sobald er Landluft atmete, wich der beklemmende Druck von seiner Brust, gleich als ob dieses Gefühl nur in der Großstadt zu Hause wäre.

Kleist merkte von Stunde zu Stunde mehr, wie ihm die Fahrt wohltat und wie unter ihrem Einfluß auch der letzte Rest jener furchtbaren Teilnahmlosigkeit schwand, die ihn bislang beherrscht hatte. Je zufriedener und heiterer indes seine Stimmung wurde, desto lebendiger wurde auch sein Geist und desto intensiver nahm er Anteil an den Dingen und Menschen, die seine Umgebung bildeten. Er ertappte sich darauf, daß er — was er wochenlang nicht mehr getan hatte — die Mitreisenden musterte und in ihren Gesichtern zu lesen versuchte, welche Gedanken sie wohl bewegen möchten. Dabei bemerkte er, daß die anderen ihrerseits auch ihn einer genauen Prüfung unterzogen, und wie er glaubte, waren ihre Blicke fast mißtrauisch, zum wenigsten erstaunt auf seine Person gerichtet und schienen zu sagen, man wisse nicht, wie er in diese Gesellschaft gekommen sei. Kleist wurde für Augenblicke verwirrt und fragte sich, ob er träume. — Dann aber glaubte er, daß er sich wohl irren müsse: Ihm erscheine als Mißtrauen, was lediglich Neugierde sei, und seine lange Einsamkeit habe ihn verlernen lassen, Menschen und Blicke richtig zu beurteilen. —

Es war schon Nacht, als er in Frankfurt ankam, und da er Ulrike nicht aus dem Schlaf wecken wollte, suchte er sie noch nicht auf, sondern bezog in einer billigen Herberge ein Zimmer.

*

Er schlief wenig in dieser Nacht, weil ihn die Erwartung und die Freude auf das Wiedersehen mit dem liebsten seiner Geschwister nicht ruhen ließ; früh am nächsten Morgen erhob er sich und machte einen weiten Spaziergang an der Oder entlang, und frohe Gedanken begleiteten ihn dabei.

Gegen neun Uhr stand er vor Ulrikens Haus; er zitterte fast vor Freude. Lächelnd und seine Begeisterung bespöttelnd, sprach er zu sich, daß er recht wie ein junger Verliebter erscheinen müsse, den seine Schöne in ihre Wohnung bestellt habe; dann zog er die Klingel, hörte den Schritt seiner Schwester durchs Haus und, indem er sie schon die Tür öffnen und ihm an den Hals fliegen sah, stand er wartend da, als sie wirklich auftat und er in ihr Gesicht blickte.

„Ulrike!" rief er, trat ins Haus und streckte ihr beide Hände entgegen, während sie entsetzt zurückwich und murmelte: „O, Bruder, bist du's?"

Kleist faßte sich an den Kopf, ihm war, als treffe ihn ein Peitschenschlag, und er hatte ein Gefühl, wie wenn er ins Bodenlose stürzte. Die Knie schlotterten ihm, vor seinen Augen tanzten Funken — da sah er sich zufällig in dem großen Spiegel, der ihm gegenüber an der Wand hing — wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, und er erkannte, warum Ulrike wie ein Gespenst ihn floh: Wirr und ungekämmt hing ihm das lange Haar ins bleiche Gesicht, seine Kleidung war schmutzig und stellenweise zerrissen, und der ganze Mensch machte einen unsäglich verkommenen Eindruck.

Er erschrak vor sich selbst, hämmerte wild die Fäuste gegen die Stirn, als wolle er seinen Verstand fragen, wie dies alles zu erklären sei, und stürzte verstört hinaus.

Ulrike stand noch lange schmerzvoll gegen die Wand gelehnt, und aus ihren Augen sprach Entsetzen und namenlose Trauer. —

Am Mittag saß Kleist in einer finsteren Ecke der Herberge, in der er abgestiegen war, und brütete vor sich hin, den Kopf in die Hände vergraben. Ihm war nun alles klar geworden, nur verstand er noch nicht, daß ihm auf der Reise nichts an seinem Aussehen aufgefallen war, da ihn doch die Blicke der Mitreisenden aufmerksam machen mußten! Er vermochte, so sehr er auch grübelte, für diese höchst eigentümliche Blindheit nur in der Freude auf das bevorstehende Zusammensein eine Erklärung zu finden, welche ihrerseits ihn allerdings gegen die Schwester verbittern mußte: da sie selbst dann doch die eigentliche Ursache war dafür, daß er also verwahrlost vor sie hingetreten war. Andererseits versuchte er, sich in ihre Lage zu versetzen und sich vorzustellen, wie er wohl einen Bruder empfangen würde, der ihn gleich unvermutet überfiel und wie ein Wilder anzusehen wäre! ? —

So schwankte er zwischen Zorn und Reue und machte Ulriken bald bittere Vorwürfe, bald bat er sie um Verzeihung. Doch siegte schließlich dieses letztere Gefühl in ihm, und in einem Briefe setzte er ihr den Grund seines Kommens auseinander und bat sie, sein Benehmen zu entschuldigen. Er gebe den Gedanken, von ihr eine Unterstützung anzunehmen, auf — wie sich dies von selbst verstehe —, und kehre noch am Nachmittag nach Berlin zurück.

Er sandte ihr dieses Schreiben durch einen Boten; aber trotzdem blieb er den Tag über in der dumpfen Herberge, gleich als erwarte er, die Schwester werde sein Hiersein ahnen und nach ihm fragen lassen.

Jedoch nichts dergleichen geschah. Der Tag ging zu Ende,

und früh hinter dem Walde versinkend, in den Kleist vom Fenster der Gaststube aus hinausschaute, mahnte die späte Sonne, daß Herbst und Winter nahe seien. Kühle und Dunkelheit zogen über die Erde, in dem ungeheizten großen Zimmer wurde es ungemütlich, und die wenigen Gäste, die noch da saßen, standen einer nach dem andern auf und gingen heim. Nur Kleist saß bis spät nachts an seinem Tisch, ohne Licht, und trank sich in schwarze Verzweiflung.

Seit Sonnenuntergang mußte er immerfort an drei Verse aus seinem letzten Schauspiel denken, die also lauteten:

„Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegt's bei seiner Ferse."

Er wußte nicht, wie es geschah — aber als er die Worte unzählige Male wiederholt hatte, kam ihm das Weinen nahe, er warf den Kopf auf die Tischplatte, daß eine Flasche zu Boden fiel und klirrend zersprang.

*

Am anderen Morgen stieg Kleist in aller Frühe in den Postwagen, der nach Berlin fuhr. Aus der Oder dampften feuchte, weiße Nebel, und der Reisende betrachtete Stadt und Fluß mit unsagbarer Wehmut, da er wußte, daß er sie zum letzten Male sah.

(Mit besonderer Erlaubnis des Wir-Verlages, Berlin, dem Buche „Die Geschlagenen" von Carl Heinz Hillekamps entnommen.)

---

# Ein Meteor.

Von F. Baudiß.

Längs der sternübersäten, dunkelblauen Himmelskuppel der Herbstnacht strich eine unsichtbare Hand das eine Schwefelholz nach dem anderen an. Entweder waren die Streichhölzer oder die Himmelswölbung zu feucht, denn der Erfolg bestand nur in langen, leuchtenden Sternschnuppenstreifen, die im selben Augenblick wieder verschwanden. Wenn es auch schön war, das Sternfeuerwerk der späten Augustnacht zu beobachten, waren doch auch im Saal des Badehotels Sterne, die das Ansehen wert waren. Da waren kleine muntere Sternchen, da waren stolze Planeten und bescheidene Pfarrhofsplanetoiden, umkreist von Offizieren, Studenten und jungen Landwirten, schließlich waren da noch einige veritable Großstadtkometen, in deren schimmernden Gewändern die Herzen der männlichen Badegäste sich verhedderten, wie Heringe im Fischernetz. Und dann — war da jener Madsen . . . Wer war Madsen? Ein merkwürdiges Rätsel! Gestern ein armseliger Nebelfleck, den niemand beachtete — heute der strahlendste Stern im Bilde des Löwen. Gestern Großkaufmann, langweilig, faul, indolent, dick, wichtig, zahllose Zigarren rauchend und Ozeane von Sodawasser mit Whisky konsumierend; ohne geistige Interessen, natürlich, egoistisch, stiernackig, von den männlichen Badegästen gehaßt — von den weiblichen verabscheut. Heute abend hingegen der König des Balls, die Freude der jungen Mädchen, das Entzücken der halbvertrockneten, der Trost der „Aelteren" — Gegenstand nicht nur des männlichen Hasses, sondern des schlecht versteckten Neides. Denn Madsen tanzte ununterbrochen. Ruhelos. Unaufhaltsam. Bald hat er die dreizehnjährige Helene des Herrn Postmeisters im Arm. Bald bugsiert er die 53jährige Frau Bürgermeisterin durchs Gedränge, pustend, stöhnend zwar, aber nicht widerwillig oder verzweifelt tanzend, um jeden Preis tanzend. Fähigkeiten wie ein mittelbegabter Konfirmand — aber Eisenfleiß. Die Damen inklinieren nur für Madsen. „Nischt wie los," denkt er, und ständig sieht man sein rotglühendes Gesicht wie einen ungeheuerlichen Meteor durch den Ballsaal kreisen . . .

Was nun?. Plötzlich tanzt Madsen nicht mehr. Sollte der Unermüdliche inzwischen doch müde geworden sein? Nein, er bittet Frl. X. um den nächsten Tanz — was — die will nicht? Er zu Frau Brun. Auch nicht? Na — dann Frl. Gröndal. Sie — 37 Jahre alt — und bedankt sich trotzdem . . . Verzweifelt geht er von den Jungen zu den Aelteren, von den Schönen zu den Häßlichen, von den Töchtern zu den Müttern, von den Müttern zu den Großmüttern. Ueberall Kälte! Kurze, fast bissige Antworten. Nichts zu machen. Er unternimmt den letzten Versuch bei einer kleinen schieläugigen Verwaltertochter mit miekrigem Gesicht und eingefallener Brust. Den ganzen Abend hatte sie wie eine totgeschlagene Wanze an der Wand in der Ecke geklebt. Aber selbst dieses Prachtexemplar sagt: n e i n. Es wird geflüstert und höhnisch gelacht. Madsen verschwindet in der Bar. Der Zauber ist beendet. Der Meteor ist ausgelöscht. Was ist eigentlich geschehen???

Am Fenster der Bar sitzt die kleine, schöne Frau des Badearztes. Mit ihr tanzte Madsen nicht. Ihre „beste" Freundin und ständige Rivalin, die Frau des Apothekers, die das bemerkt hatte, konnte es natürlich nicht unterlassen, ihrer Freundin aus diesem Grunde eine kleine Stichpille zu geben. Frau Doktor aber lächelt überlegen und erwidert: „Liebe Malene — ich bin Gott sei Dank kein Massageapparat! Mein Mann hat nämlich Herrn Grossierer Madsen dringend empfohlen, so viel wie nur irgend möglich zu tanzen, um seine Gicht und seinen Wanst loszuwerden . . ."

Durch das Bekanntwerden dieses Geheimnisses war Madsens Stern verblichen. —

Als ich zu sehr vorgerückter Stunde in die Bar trat, um meinen Hut zu holen, sah ich Madsen in einem Lehnstuhl sitzend schlafen. Eine leere Portweinflasche stand neben ihm. Symbolisch hing in seiner Hand eine schwere Importe. Die Asche war auf sein weißes Frackhemd gefallen, und ein philosophischer Zeigefinger hatte mit deutlichen Runen da hineingeschrieben: „Sic transit gloria mundi!" (So vergeht die Herrlichkeit der Welt.)

---

## Bureaukratische Anekdoten.

### Bildwerk.

Mit sinnigem Bildwerk ist der Neubau eines städtischen Verwaltungsgebäudes in M a i n z geschmückt. In dem unlängst seiner Bestimmung übergebenen Hause hat auch die Stadtkasse Unterkunft gefunden. Ueber der Eingangstür zu dieser von vielen Leuten wenig geschätzten Behörde sieht man einen braven Bürgersmann, der unter der Last zweier Geldsäcke stöhnt, während er über der Ausgangstür die leeren Hosentaschen zeigt.

### Todesstrafe.

Ein bayerischer Gemeinderat erließ gegen die Hundetollwut eine Verfügung folgenden Wortlauts:

„Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen. Der Gemeinderat."

Als daraufhin über die Person des zu Erschießenden Zweifel laut wurden, wurde der Erlaß nochmals bekanntgegeben und zwar in dieser Fassung:

„Wer seinen Hund frei herumlaufen läßt, wird erschossen, der Hund. Der Gemeinderat."

### Geistesgestörte Grenzsteine.

Im Bürgerlichen Gesetzbuch, drittes Buch, Sachenrecht, findet sich unter § 919 die Bestimmung: „Der Eigentümer eines Grundstückes kann von dem Eigentümer des Nachbargrundstückes verlangen, daß dieser zur Errichtung fester Grenzzeichen und, wenn ein Grenzzeichen verrückt oder unkenntlich geworden ist, zur Wiederherstellung mitwirkt." Es heißt also nicht etwa: „. . . wenn das Grenzzeichen verrückt worden ist", sondern „. . . verrückt geworden", was der einwandfreie Ausdruck für einen geistesgestörten Grenzstein ist.

### Beunruhigte Säuglinge.

In Wald bei Solingen erhielt ein neugeborener Säugling das folgende amtliche Schreiben:

„An Herrn Helmut Steinhausen! Laut Mitteilung des Einwohnermeldeamtes sind Sie, von auswärts kommend, nach Tiefendick 11 zugezogen. Ihrer Anmeldung steht nichts entgegen. Ich mache Sie jedoch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Ihnen eine Wohnung in der Gemeinde Wald nicht zur Verfügung gestellt werden kann. W o h n u n g s a n s p r ü c h e  m ü s s e n  S i e  i n  I h r e r  f r ü h e r e n  H e i m a t  g e l t e n d  m a c h e n."

## Aus aller Welt.

**Ein riesiger Orang Utan,** wie man ihn in solcher Größe bisher in Deutschland noch nicht gesehen hat, wurde durch die Firma Ruhe in Alfeld a. d. Leine eingeführt. Jetzt sitzt er im Frankfurter Zoo hinter seinem Gitter, unheimlich breit, mit einem Riesenkopf, einem langen, brandroten Behang, mit mephistophelischem roten Spitzbart. Seine mächtigen Pranken haben schwere, griffige bronzene Finger. Ein Schaustück ohnegleichen. Nur der Dresdener Zoo hat ein kleineres Exemplar. Man steht vor dem großen Käfig und weiß nicht, ist es Schrecken, Bewunderung oder Erschauern vor der Schöpferkraft der Natur, die solche mythischen Fabelwesen mit menschlichen Augen, menschlichen Bewegungen ausbrütet, uns nahe verwandt und doch fremder als ein Mensch der Urzeit. Bilder von diesem Affen, von dem dazugehörigen weiblichen Exemplar und dem einjährigen Jungen bringt das „I l l u s t r i e r t e  B l a t t", Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 18). Das gleiche Heft enthält eine kulturwirtschaftliche Randglosse, „Die Taube als Produzent" von Leo Frobenius, mit anschaulichen Photos des bekannten Forschers. Hans Siemsen erzählt in seiner lustigen Weise von seinem Besuch im Jackson-Pensionat. Ein Bilderartikel beleuchtet die hauptsächlichsten Phasen des Jiu-Jitsu. Man sieht die ersten Photos von der schrecklichen Erdbebenkatastrophe auf dem Balkan. Unter den weiteren aktuellen Bildern finden sich auch solche von Theaterpremieren in Berlin und W a r s c h a u. Maxl Knips, der lustige neue Reporter des „Illustrierten Blattes", erlebt ein Weekendabenteuer. Das Heft ist vom Anfang der Woche an für 20 Pfg. zu haben.

## Fröhliche Ecke.

**Um nichts gebessert.** „Also du hast die Fensterscheibe zerschmissen? Weil du dich gleich gemeldet hast, bekommst du keine Prügel. Aber dein Vater muß die Scheibe bezahlen." — „Dann krieg' ich ja doch Prügel!" („Meggendorfer-Blätter")

**Zart ausgedrückt.** „Männe, ich hab in unserm Wochenendhäuschen aus Versehen das elektrische Bügeleisen auf deinem Hemd stehen lassen, und es ist total versengt." — „Na, dann können wir ja noch von Glück reden, daß das Haus noch steht." — „Männe, das Haus — das ist auch versengt." („Flieg. Blätter")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t  S t y r a, Poznań.